



ROB HOPKINS

STELL
DIR VOR...

MIT MUT UND FANTASIE
DIE WELT VERÄNDERN



EINLEITUNG

Was, wenn sich alles zum Guten wendet? 5

EINS 15 **SECHS** 111

Was, wenn wir das Spielen ernst nehmen?

Was, wenn wir bessere Geschichtenerzähler*innen werden?

ZWEI 35

Was, wenn wir die Imagination als Teil unserer Gesundheit erachten?

SIEBEN 120

Was, wenn wir bessere Fragen stellen?

DREI 46 **ACHT** 133

Was, wenn wir dem Beispiel der Natur folgen?

Was, wenn unsere Politiker*innen einer Kultur der Imagination den Vorrang einräumen?

VIER 55

Was, wenn wir darum kämpfen, unsere Aufmerksamkeit wiederzugewinnen?

NEUN 153

Was, wenn all das eintrifft?

FÜNF 75

Was, wenn die Schule die Vorstellungskraft junger Menschen fördert?

Nachwort 168

Danksagungen 170

Anmerkungen 172

Register 178

Wir alle, Erwachsene und Kinder, sind dazu aufgerufen, zu träumen. Wir haben eine Verpflichtung zur Fantasie. Es ist einfach, zu sagen, dass keine Veränderungen möglich seien, dass wir in einer Welt leben, in der die Gesellschaft alles und der Einzelne nichts ist: ein Atom in einer Mauer, ein Reiskorn in einem Reisfeld. Die Wahrheit aber ist, wir als Individuen verändern unsere Welt immer wieder aufs Neue, wir als Individuen bauen die Zukunft und wir tun dies, indem wir uns vorstellen, dass alles anders sein könnte.

—Neil Gaiman

WAS, WENN SICH ALLES ZUM GUTEN WENDET?



Man könnte sagen, dass menschliche Gesellschaften zwei Grenzen haben. Eine Grenze wird von den Erfordernissen der physischen Welt gezogen und die andere von der kollektiven Fantasie.

—Susan Griffin „To Love the Marigold“

Gut ausgeruht erwache ich in der aus Strohballen gemauerten Wohnung, die meine Familie und ich unser Zuhause nennen. Der dreigeschossige Apartmentkomplex, der vor 15 Jahren als Teil einer unsere ganze Stadt umfassenden Initiative für nachhaltiges Bauen errichtet wurde, verursacht praktisch keine Heizkosten. In seinem Kellergeschoss sind Kompostieranlagen für sämtliche Toiletten des Gebäudes untergebracht und die Solarpaneele auf seinem Dach erzeugen den gesamten Strombedarf. Ich wecke meine Kinder, ziehe sie an, mache ihnen Frühstück und bringe sie zur Schule – eine Strecke, die uns durch Gemeinschaftsgärten mit einer großen Palette an Obst- und Gemüsesorten führt, darunter auch junger roter Mangold, dessen weinrote Blätter in der hellen Sonne dieses späten Frühlingmorgens strahlen wie Buntglas. Da nur wenig motorisierter Verkehr herrscht, sind die Straßen ruhig; an ihren Rändern stehen frisch erblühte Obst- und Nussbäume. Die Luft riecht nach Frühling. Die Bushaltstellen, an denen wir vorbeikommen, sind als Teil des „Essbaren Bushaltstellennetzwerks“, das nun fast in ganz Großbritannien anzutreffen ist, an drei Seiten von einem Garten umgeben. Beim Warten auf den Bus darf man sich nach Herzenslust bedienen.

In unserer Gemeinde haben die Kinder offenbar völlig andere Gefühle für die Schule als noch vor zehn Jahren. Die Entscheidung der Bildungsabteilung, Prüfungen abzuschaffen, dem unstrukturierten Spielen viel Raum zu lassen und den Schülerinnen und Schülern Möglichkeiten zu bieten, in der Gemeinde sinnvolle Fertigkeiten zu erlernen, mithilfe derer sie ein aus ihrer Sicht glückliches und gesundes Leben führen können, bedeutet, dass die meisten Kinder hier überaus gerne zur Schule gehen. Mein Sohn zum Beispiel hat erst kürzlich seine Kochkünste aufgebessert, indem er eine Woche in einem hiesigen Restaurant verbracht hat.

Meine Kinder und ich kommen vor der Schule durch biointensive Gemüsegärten, die von den Schülerinnen und Schülern gepflanzt und

gepflegt werden und wenn wir das Gebäude betreten, werden wir von dem Duft frisch gebackenen Brots und dem Stimmenwirrwarr fröhlicher Unterhaltungen begrüßt. Nachdem wir uns verabschiedet haben, nehme ich ein öffentliches Fahrrad und radle auf einem unserer Rad-schnellwege in die Stadt. Da auf den Straßen mehr Fahrräder und weniger Autos unterwegs sind, hat sich auch die Qualität der Luft verbessert und mit ihr das allgemeine Wohlbefinden. Ich gehe in meine Lieblingsbäckerei und kaufe ein Brot. Die Mission der Bäckerei, die vor 15 Jahren unter dem Motto „Backen ist das neue Prozac“ eröffnet hat, besteht darin, Leuten ohne Dach über dem Kopf und ohne regelmäßige Arbeit oder solchen, die Probleme mit ihrer psychischen Gesundheit haben, sinnvolle Arbeitsmöglichkeiten zu bieten. Die Bäckerei setzt vorzugsweise auf lokale Erzeugnisse, betreibt einen üppigen Dachgarten und liefert in der ganzen Stadt mit Fahrrädern aus. Mit Unterstützung des Betriebs konnten zahlreiche Angestellte weitere erfolgreiche Geschäftsideen im Stadtgebiet umsetzen.

Ich fahre an einem der ehemaligen Supermärkte des Stadtteils vorbei, die meisten Geschäfte dieser Art mussten vor etwa zehn Jahren schließen. Das explosionsartige Wachstum der Nahrungsmittelproduktion in der Gemeinde und die rasche Verlagerung der Gemeindeinvestitionen führte dazu, dass die Versorgung über die Supermärkte zurückging, was das System der Nahrungsmittelindustrie innerhalb weniger Jahre zusammenbrechen ließ. Das Gebäude wurde einem neuen Zweck zugeführt und dient heute verschiedenen lokalen Lebensmittelherstellern, Kleinbetrieben und einem an die örtlichen Schulen angeschlossenen Ausbildungszentrum als Unterkunft. Es ist ein betriebsamer Ort. Unser ehemaliger Supermarkt beherbergt eine Mühle, die Getreide aus dem Umland vermahlt sowie eine Sägemühle, die Holz aus den nahegelegenen Wäldern verarbeitet. Was einmal großflächige Parkplätze waren, sind heute biointensive Gemüsegärten – angelegt nach dem Vorbild jener Gärtnereien, die vor hundert Jahren Paris umgaben –, die ihre Produkte auf den örtlichen Märkten anbieten.

Ich gehe am Bahnhof vorbei und kaufe Tickets für einen Ausflug am kommenden Wochenende. Als vor zwölf Jahren die Eisenbahn an die öffentliche Hand übergeben wurde, endeten auch die Tage, an denen

alle Bahnhöfe gleich aussahen und überall mit den gleichen Cafés, Imbiss- und Ladenketten ausgestattet waren. Heute sind die Bahnhöfe Visitenkarten der örtlichen Wirtschaft, ihrer Pioniere, ihrer einzigartigen Aromen und Geschmäcker. In unserem sind mittlerweile doppelt so viele Ladengeschäfte untergebracht als zuvor und alle zusammen spiegeln die kulturelle Vielfalt unserer Gemeinde wider. Der Bahnhof beherbergt sogar eine Brauerei; während man auf den Zug wartet, kann man sich, umgeben von den Braukesseln, ein Bier genehmigen. Ach ja, und die Züge fahren jetzt pünktlich. Die vielen Menschen aus aller Welt, die hier in den Zeiten der großen Migration ankamen, sind längst assimiliert und heute kann man sich diese Gemeinde gar nicht mehr ohne sie vorstellen. Obwohl diese Übergangszeiten nicht einfach waren, haben uns die Kultur, die Bereicherungen und der Unternehmergeist, die sie mit sich gebracht haben, alle sehr viel reicher gemacht.

Ich gehe zur Arbeit. Heute arbeite ich im Rahmen meiner Dreitage-Arbeitswoche einen halben Tag. Zusammen mit der Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens hat die vor zehn Jahren auf nationaler Ebene übernommene Dreitageweche dazu geführt, dass in allen Einkommensklassen der Angst- und Stresslevel messbar nachgelassen hat. Die Menschen arbeiten in ihrer Freizeit in Gemeinschaftsprojekten und genießen ihr Leben. Einige meiner Kolleginnen und Kollegen arbeiten heute außer Haus. Erst kürzlich wurde ein Programm aufgelegt, bei dem zu jeder Zeit 10 Prozent der Beschäftigten einer Firma in die Arbeit der örtlichen Gemeinde eingebunden werden und ihre Fachkenntnisse in Verwaltung und Marketing, bei Finanzplanung und Projektmanagement jenen Organisationen anbieten, die den Einwohnern auf verschiedenste Weise Unterstützung zukommen lassen und dem Gemeindeleben zu größerer Stabilität verhelfen.

Ich hole meine Kinder von der Schule ab und wir spazieren durch Straßen nach Hause, in denen zahlreiche Häuser mit ins Auge springenden Fassadenmalereien und Mosaiken versehen sind. Eine Menge Kinder spielen auf den Straßen, ein Phänomen, das sich von selbst einstellte, als die Zahl der Autos nachließ, was die Anwohnerinnen und Anwohner dazu ermutigte, die Straßen zu bestimmten Zeiten ganz für den Autoverkehr zu sperren, damit die Kinder draußen spielen können. Die

Nachbarn schauen gemeinsam nach den Kindern, was möglich wurde, als die Erwachsenen nicht mehr in langen Fahrten zu weit entfernten Arbeitsstellen steckten und mehr Zeit zu Hause verbringen konnten.

Nach dem Abendessen gehe ich zu einer Nachbarschaftsversammlung. Vor ein paar Jahren wurde eine Gruppe von Anwohnerinnen und Anwohnern, die keiner politischen Partei angehörten, als Stadtregierung gewählt. Sie modifizierten das Regierungssystem der Stadt mit dem Ziel, Initiativen auf Nachbarschaftsebene zu ermöglichen und zu fördern und Hindernisse aus dem Weg zu schaffen. Sie schufen sogar ein Stadtbüro für Bürgerideen, um die Ideen der örtlichen Gemeinden besser inspirieren und unterstützen zu können und ihnen dabei zu helfen, ihre Vorstellungen zu verwirklichen. Etwa 70 Leute sind heute auf dem Treffen und wir diskutieren über die Zukunft der Energie in unserer Nachbarschaft und einige andere drängende Fragen. Der politische Entscheidungsprozess hat sich enorm verbessert. Dank des 2021 gegründeten und im Besitz der Gemeinde befindlichen Energieunternehmens wird nun ein Großteil der städtischen Energie lokal generiert, wobei die meisten Bürgerinnen und Bürger finanziell an dem Unternehmen beteiligt sind; die Rendite ist bei weitem höher als bei den Banken.

Zuhause angekommen, treffe ich einige meiner Nachbarn, die draußen sitzen und reden. Wir hören eine Eule und bemerken die Fledermäuse, die über uns hinweghuschen. Der Schritt, unsere Stadt zu einer Nationalparkstadt zu erklären, bremste den Niedergang der biologischen Vielfalt soweit ab, dass sie sich wieder erholt, da zuvor zersplitterte Wildtierkorridore, Grünflächen und Wälder miteinander verbunden wurden. Nun fallen mir regelmäßig neue Insekten auf und auch der Vogelgesang ist lauter und vielfältiger geworden. Mit so vielen Bewegungen und Veränderungen und so üppigem Gedeihen um mich herum lege ich mich mit dem Gefühl schlafen, dass die Zukunft voller Möglichkeiten steckt.

Das klingt alles erfunden, oder nicht? Und das ist es, weitgehend. Die Geschichte zeigt, wie ich mir die nahe Zukunft vorstelle, es ist eine Geschichte darüber, *wie sich die Dinge zum Guten wenden*.

Natürlich ist auch dieses ausgemalte Leben nicht perfekt. Die vorgestellte Gesellschaft ist keine Utopie. Es regnet, man zankt sich mit Freunden und die Leute haben ihre schlechten Tage. Auch Auswirkungen des Klimawandels sind noch zu spüren. Und meine Vision dürfte sich von der Art, wie du dir ausmalen würdest, *dass sich die Dinge zum Guten wenden*, ziemlich unterscheiden. Ich habe sie aber an den Anfang gesetzt, weil wir in einer Zeit leben, der es an solchen Geschichten mangelt – Geschichten, die erzählen, wie das Leben aussehen könnte, wenn wir im Laufe der nächsten zwanzig Jahre einen Weg finden würden, mutig, brillant und entschlossen zu sein, auf die Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert sind, angemessen zu reagieren und eine Zukunft anzustreben, in der wir uns tatsächlich wohlfühlen.

Ich glaube, dass wir derartige Geschichten – *wie sich die Dinge zum Guten wenden* – dringend benötigen, denn wenn es heute eine einhellige Meinung zur Lage der Welt gibt, dann die, dass die Zukunft fürchterlich sein wird. Und dies aus gutem Grund. 2018 legte der Weltklimarat (IPCC) einen Bericht vor, wonach sich die Erde im vergangenen Jahrhundert um 1 Grad Celsius erwärmt hat. Um zu verhindern, dass die Temperatur über 1,5 Grad Celsius ansteigt, müssten wir demnach bis 2030 die Emissionen um 45 Prozent und bis 2050 auf Null senken. Diese Schätzungen sind zudem noch ziemlich konservativ. Andere Stellen gehen davon aus, dass selbst noch bei einem angestrebten Anstieg von unter 2 Grad für die „entwickelten“ Nationen, etwa die der EU, tatsächlich ab heute jährliche Senkungen von 12 Prozent erforderlich wären, was weit über dem von der EU ausgegebenen Ziel von 40 Prozent bis 2030 liegt.

Je länger unsere Trägheit anhält, desto dringlicher und anspruchsvoller wird diese Aufgabe. Wie Jim Skea, Co-Vorsitzender der IPCC Arbeitsgruppe III, anlässlich der Vorstellung ihres Berichts feststellte, ist „nach den Gesetzen der Chemie und der Physik eine Begrenzung der Erderwärmung auf 1,5 Grad Celsius möglich; sie einzuhalten aber würde einen noch nie dagewesenen Wandel erfordern“.

Und natürlich lassen sich die Wirkungen des Klimawandels (und anderer ökologischer Zerstörungen) in Echtzeit beobachten: extreme Wetterereignisse, der Verlust an Biodiversität und ein Ernährungssystem, das Unmengen an Pestiziden und Herbiziden zum Einsatz bringen muss,

um der Erde Ernten abzuringen. Zudem fühlen sich immer mehr Menschen in ihrem persönlichen Leben zunehmendem Druck ausgesetzt. Einsamkeit und Ängste haben ein epidemisches Ausmaß angenommen, wobei letztere in den vergangenen 30 Jahren schätzungsweise um das zwanzigfache zugenommen haben, unter jungen Menschen ist ein krisenhafter Anstieg psychischer Erkrankungen zu verzeichnen, neue extremistische Bewegungen und Regierungen haben Fuß gefasst und vieles mehr. Sieht hoffnungslos aus, nicht wahr?

Leider ist es offenbar weit einfacher, sich ein dystopisches Szenario vorzustellen als die Möglichkeit, dass wir noch immer die Fähigkeit besitzen, zu handeln, etwas anderes zu schaffen, uns aus den zahlreichen Fallgruben, die wir uns schaufeln, wieder herauszuziehen. Die Botschaft, „es sei nicht zu schaffen“, ist durchschlagend und weit verbreitet. In den Worten von Susan Griffin:

Bei denen, die nach gesellschaftlichem Wandel streben oder ihn herbeiwünschen, macht sich Verzweiflung breit. Ein Mangel an Hoffnung, der mit vielfältigen Formen der Ohnmacht verbunden ist. Sich wiederholenden Leidensmustern. Aufkeimenden Philosophien der Angst und des Hasses. Ganz zu schweigen von gescheiterten Träumen. Wo es einst Gesellschaften gab, die als Modell einer besseren Zukunft, großer Pläne und Utopien dienten, herrschen heute Argwohn und Unmut gegenüber jeder Form von Politik, ein Ohnmachtsgefühl, das an Nihilismus grenzt.

Angesichts des Zustands der Welt klingt die Botschaft der Verzweiflung ziemlich überzeugend. Die Aussichten sind finster. Aber etwas daran will mir nicht so richtig gefallen. Es gibt tatsächlich Anzeichen dafür, dass sich die Dinge ändern können, dass sich die kulturellen Gegebenheiten ändern können, und zwar rasch und unerwartet. Und das ist kein naives Rosa-Wölkchen-Denken. In *How Did We Do That? The Possibility of Rapid Transition* erzählen Andrew Simms und Peter Newell die Geschichte des Eyjafjallajökull-Ausbruchs 2010 in Island. Durch den Ausbruch wurde feiner Staub in den Himmel geschleudert, der sich über tausende Kilometer ausbreitete, und dazu führte, dass fast überall auf der Welt die Flugzeuge auf dem Boden bleiben mussten. Was geschah? Die Leute pass-

ten sich an. Rapide. Die Supermärkte ersetzen Luftfracht-Ware durch lokale Alternativen. Die Menschen entdeckten andere, langsamere Wege der Fortbewegung, oder sie beschlossen einfach, das Reisen ganz sein zu lassen. Geschäftstreffen wurden online abgehalten. Jens Stoltenberg, damals Premierminister Norwegens, führte seine Regierung von New York aus – mit seinem iPad. Und das ist nicht das einzige Beispiel. Heutzutage reden wir uns vielleicht zu sehr ein, dass nur neun Mahlzeiten zwischen der Menschheit und der Anarchie liegen, aber die Geschichte ist voller Erzählungen über rasche Veränderungen, die zu Einfallsreichtum, einem gedeihlichen Leben, zu neuen Ideen und einem größeren Miteinander führten.

Ich habe dies mit meinen eigenen Augen erlebt – dank eines Experiments, das ich mit ein paar Freunden vor mehr als zehn Jahren in unserer Heimatstadt Totnes (Devon, England, 8.500 Einwohner) ins Leben gerufen habe. Unsere Idee war einfach: Was, wenn der als Reaktion auf die größten Herausforderungen unserer Zeit so dringend benötigte Wandel nicht von der Regierung und der Geschäftswelt kommen würde, sondern von dir und mir, von kollaborativen Gruppen? Was, wenn die Antworten nicht in der tristen, der Einzelkämpfermentalität und der Isolationen geschuldeten Einsamkeit liegen würde, in den Retuschen einer skrupellosen Kommerzialisierung oder in dem Traum, dass uns ein wählbarer Retter hoch zu Ross zu Hilfen eilt, sondern in der Rückbesinnung auf die Gemeinschaft? Wir formulierten es damals so: Wenn wir auf die Regierungen warten, dann ist es zu spät. Wenn wir als Einzelne handeln, dann ist es zu wenig. Wenn wir aber als Gemeinschaft handeln, wird es vielleicht reichen und geschieht gerade noch rechtzeitig.

Als wir diese Idee unter unseren Freunden und im weiteren Bekanntenkreis in Umlauf brachten, kam der Begriff der „Transition“, des Übergangs auf. Damit beschrieben wir die bewusste Entscheidung, von einem hohen Rohstoffverbrauch, hohen Kohlenstoffdioxid-Emissionen, Ressourcenabbau und zersplitterten Gemeinschaften zu Gemeinschaften mit einer gesünderen Kultur, einer robusten und breit aufgefächerten lokalen Wirtschaft, mehr Verbundenheit und weniger Einsamkeit, mehr Biodiversität und mehr Zeit, Demokratie und Schönheit überzugehen.

Als „Transition Town Totnes“ fingen wir an, diese „Was, wenn“-

Fragen zu stellen und plötzlich regte sich etwas in unserer Stadt. Anwohnerinnen und Anwohner pflanzten Obst- und Nussbäume auf öffentlichen Plätzen, bauten am Bahnhof Essbares an und stellten den Kontakt zwischen Nachbarn her, die Gemüsegärten anlegen wollten und solchen, die ungenutzte Gartenflächen besaßen. Wir sammelten Geld, mit dem wir eine Mühle kauften – die erste neue Mühle in Totnes seit mehr als hundert Jahren –, um regionale Getreide und Hülsenfrüchte zu verschiedenen Mehlen zu verarbeiten, und wir veranstalteten ein jährliches Food-Festival, um lokale Produkte der Stadt und ihrer nächsten Umgebung zu feiern. Während ich dies schreibe, ist „Transition Homes“ dabei, unter Verwendung lokaler Materialien 27 Häuser für Menschen in Not zu bauen. „Caring Town Totnes“ hat ein Netzwerk für Pflegedienste entwickelt, mit dem diese ihre Zusammenarbeit besser koordinieren können. Und in der ganzen Zeit haben wir Gemeinde-Gesprächsrunden abgehalten, in denen die Menschen miteinander Ideen für die Zukunft, die sie sich wünschen, entwickeln und diskutieren können.

2013 erstellten wir mit unserem „Local Economic Blueprint“ eine Bestandsaufnahme der lokalen Wirtschaft und erörterten die finanziellen Aspekte einer mehr auf die örtlichen Bedürfnisse zugeschnittenen Wirtschaftsentwicklung. Unser jährliches „Local Entrepreneur Forum“ lädt die Gemeindemitglieder ein, neue Geschäftsideen zu unterstützen und hat mittlerweile mehr als 30 Unternehmen Starthilfe geleistet. Vor Kurzem habe ich mit Freunden eine gemeindeeigene Craft-Beer-Brauerei gegründet, die „New Lion Brewery“, die aus einer Reihe lokaler Zutaten und oft in Zusammenarbeit mit anderen neu entstehenden sozialen Unternehmen köstliche Biere herstellt. Und gleich am Anfang hat die „Transition Town Totnes“ das „Totnes Pound“, eine lokale Währung, ausgegeben, die an vielen Orten auf der ganzen Welt zu weiteren lokalen Währungen inspiriert hat. Wenn wir gefragt wurden: „Warum habt ihr eine 21-Pfund-Note?“, fragten wir: „Warum nicht?“

Etwa um die gleiche Zeit, in der wir die lokale Ökonomie kartierten, hat „Transition Streets“ ungefähr 550 Haushalte in Gruppen von sechs bis zehn benachbarten Haushalten zusammengebracht. Die Gruppen haben sich sieben Mal getroffen, um Fragen rund um den Wasser-, Lebensmittel- und Energieverbrauch zu besprechen und sich dabei bis

zum nächsten Treffen auf Maßnahmen verständigt, die das Abfallaufkommen reduzieren, die Kosten senken und die Gemeinschaft insgesamt resilienter machen sollten. Am Schluss hatten die einzelnen Haushalte ihre Kohlenstoffemissionen jeweils um durchschnittlich 1,3 Tonnen gesenkt und jährlich 600 Pfund (ca. 680 Euro) eingespart.

Das Faszinierende an „Transition Streets“ war jedoch, dass auf die Frage der Organisatoren, welche Aspekte der Teilnahme am meisten bewirkt hätten, keine Teilnehmenden den Kohlenstoff erwähnten. Oder das Geld. Alle führten an, dass sie sich als Teil der Gemeinschaft, dass sie sich zugehörig gefühlt, dass sie mehr Leute kennengelernt hätten und sich nun eingebunden fühlten. Das war die einhellige Meinung. Wichtiger als die eigentlichen Projekte war das Gefühl der Verbundenheit, Teil von etwas zu sein, das Bewusstsein, dass damit etwas in Bewegung geriet, gemeinsam eine neue Vorstellung der Zukunft erarbeitet wurde. Unsere Bemühungen, so wurde deutlich, haben zumindest teilweise dazu geführt, dass unsere Stadt eine andere Geschichte über sich selbst zu erzählen begann. Und im Zuge dessen veränderte sich kollektiv auch unser Sinn für das, was alles möglich ist. Wir entdeckten, dass wir, wenn nur genug Leute zusammenkamen, aus der kollektiven Erfahrung so vieler Menschen, die bestrebt waren, in unserer Gemeinde die Dinge zum Guten oder sogar zum Besseren zu wenden, eine ganz neue Geschichte schmieden konnten.

Das Schöne an diesem „Übergang“, an der Transition, ist auch, dass es sich um ein Experiment handelt. Ich weiß nicht, wie es geht. Und du weißt es auch nicht. In Totnes haben wir einfach versucht, etwas anzustoßen, das einen kreativen Geist freisetzt, einen neuen Sinn für das, was möglich ist, ein frisches und hoffnungsvolles Denken über die Zukunft und ohne den Gedanken, dass es sich in alle Welt verbreiten könnte. Aber genau das ist geschehen. Bereits 2007 begannen sich die ersten Transition-Gruppen in Gemeinden in den Vereinigten Staaten, Italien, Frankreich, Japan, Holland und Brasilien zu gründen. Die Transition-Bewegung gibt es mittlerweile in 50 Ländern und in tausenden von Gemeinden. Hervorgegangen aus dem Geist und der Kultur ihres Orts, ist jede Gruppe anders. Es ist ein Prozess, der von Anfang an die Menschen in ihrer Kreativität und ihrer Fantasie ermuntert und unterstützt hat. ...



Rob Hopkins ist Mitbegründer der Transition-Towns-Bewegung sowie Autor von *Einfach. Jetzt. Machen! Wie wir unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen.*, *Energiewende: Das Handbuch. Anleitung für zukunftsfähige Lebensweisen* und weiteren Grundlagenwerken der Transition-Bewegung. 2012 wurde er von der Zeitung *Independent* zu einem der 100 wichtigsten Umweltschützer gewählt, stand auf der *Observer*-Liste von Großbritanniens 50 Neuen Radikalen und hatte Auftritte in dem französischen Film *Demain* sowie dessen Fortsetzung *Après Demain*. Er forscht am „Post Carbon Institute“, hält TED-Talks und geht in seinem Podcast *From what if to what next* weiteren Was-wäre-wenn-Fragen nach. Er liebt es außerdem, zu gärtnern, hat eine Brauerei mitgegründet und verbringt Stunden damit, zu zeichnen und Linolschnitte anzufertigen. Rob Hopkins bloggt unter www.transitionnetwork.org und www.robhopskins.net und ist auf Twitter unter [@robintransition](https://twitter.com/robintransition).

Foto: Miriam Klingl für das Verde-Magazin



„Große Ideen, die die Welt retten könnten“

—The Guardian

Wir leben in einer Zeit, die es uns nicht gerade einfach macht, der Zukunft voller Hoffnung entgegenzublicken. Ganz im Gegenteil: Radikale politische Bewegungen finden immer mehr Zuspruch. Der Klimawandel hat sich längst in eine Klimakatastrophe verwandelt. Artensterben. Ernährungsunsicherheit. Das Zerbrechen ganzer Ökosysteme. Vertrauen in der Bevölkerung, dass sich alles zum Besseren wenden kann? Fehlanzeige. Die Folge sind Depressionen, Angst und Einsamkeit – eine Gesellschaft in der Krise, von der vor allem junge Menschen betroffen sind. Warum scheint es so schwierig, Lösungen für diese Probleme zu finden? Rob Hopkins gibt uns die Antwort: Weil wir verlernt haben, unsere wichtigste Fähigkeit einzusetzen: unsere Vorstellungskraft. Die einfache Frage zu stellen: Was wäre, wenn? Um eine neue Welt zu kreieren, müssen wir sie uns zuerst vorstellen können. Wir müssen unsere Fantasie einsetzen.

Rob Hopkins zeigt uns, dass es Hoffnung gibt: dass sie da sind, die Lösungen, die genialen Ideen, die innovativen Einfälle. Völlig gebannt begleiten wir ihn und lernen Menschen kennen, die es geschafft haben, scheinbar unmögliche Gedankenexperimente in die Realität umzusetzen. Wenn wir unsere kollektive Imagination beleben, nähren und trainieren, gibt es nichts, was wir nicht schaffen können.